

Besprechungen und Anzeigen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse**

Band (Jahr): **16 (1918)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

Johannes Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. V. Von 1798—1848. Gotha 1917. Friedr. Andr. Perthes. XIV u. 807 S. 8°. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht. Erste Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. v. Giesebrecht u. K. Lamprecht, 26. Werk, 5. Band.)

Als im Jahre 1887 Johannes Dierauer den ersten Band seiner Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft der Öffentlichkeit darbot, wurde von der wissenschaftlichen Presse sowohl wie von allen Urteilsfähigen überhaupt die Ansicht ausgesprochen, dass damit eine der bis dahin hervorragendsten Leistungen der schweizerischen Geschichtswissenschaft vorliege. Seither sind in beschleunigter Folge drei weitere Bände erschienen, und heute, genau nach dreissig Jahren, tritt der fünfte und stärkste als Schlussband auf den Markt. Er umspannt die schicksalsvolle Zeit von der Einführung der helvetischen Verfassung bis zur Einrichtung des festgefühten Bundesstaates im Jahre 1848.

In vier Büchern (Buch 10—13 des ganzen Werkes) schildert D. in ihm unter präziser Fixierung der innern Zusammenhänge und Kausalitäten den Entwicklungsgang der Schweiz, von der revolutionären, nach französischem Muster angelegten Einheitsrepublik bis zum neuen nationalen Bau.

Buch 10 behandelt die Helvetik, ihre Arbeit und ihren Zusammenbruch. Hauptquellen waren dem Verfasser hier selbstredend die Stricklersche Aktensammlung und die sie ergänzenden Dokumente der französischen Archive, soweit sie bis heute bekannt geworden sind; daneben sind mit weiser Kritik auch die Presse- und (manchmal wohl etwas karg) die fast unübersehbare Flugschriftenliteratur verwertet worden. Als besonderer Beachtung wert sei aus diesem Abschnitte vor allem hervorgehoben die Einschätzung der Tagsatzung zu Schwyz im September 1802. Man kann Dierauer nur beistimmen, wenn er lebhaft bedauert, dass Hirzel und seine Freunde damals in die Unmöglichkeit versetzt wurden, ihre verständigen Forderungen zum Durchbruche zu bringen. (SS. 142 ff.)

Auch über die Jahre der Mediation (Buch 11), deren Wertung ja heute noch da und dort keine besonders hohe ist, zeigt Dierauer ein einsichtiges, auf guter Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse fundiertes Urteil. Hier, bei Anlass des Bockenkrieges, entschliesst er sich übrigens auch einmal, aus seiner sonst so vorsichtig gewahrten Reserve heraus-

zutreten. Mit vollem Recht schreibt er nämlich der in ihrer Majorität intransigent aristokratisch gesinnten Zürcher Regierung und dem Landammann v. Wattenwyl einen grossen Teil der Schuld am Ausbruche jener verhängnisvollen Unruhen zu; auch vom harten Vorwurf, den Aufstand der Seebuben nicht als politisches Vergehen, sondern als gemeines Verbrechen behandelt und gesühnt zu haben, werden nun beide nicht mehr loszusprechen sein. Wattenwyl vor allem wird hiefür das Stigma des bornierten, engherzigen, das Interesse der Allgemeinheit durchaus verkennenden Aristokraten behalten müssen. (SS. 201 ff.) Eingehende Beachtung finden weiterhin die finanziellen Verhältnisse der Eidgenossenschaft und der einzelnen Kantone. Um auch die auf diesem Gebiete seit 1803 zurückgelegten Distanzen recht anschaulich den Lesern vor Augen zu führen, zieht Dierauer öfters (so auf S. 221 und S. 237 Anmkg. 70) recht instruktive Vergleiche mit unserer Zeit. Man darf wohl, ohne einem Dementi sich auszusetzen, das 2. mit «Innere Politik und Kulturbewegung» überschriebene Kapitel des 11. Buches als eines der am besten geratenen Stücke des ganzen Bandes bezeichnen.

Von ebenso eindringender Arbeit legt das folgende Kapitel über die äussern Beziehungen der Eidgenossenschaft Zeugnis ab. Hier kam der Darstellung allerdings zugute die noch nicht edierte inhaltsreiche Korrespondenz des französischen Gesandten Auguste de Talleyrand mit dem Minister des Äussern in Paris. Auf S. 252 fällt indessen auf, dass der ruden Apostrophierung des Basler Bürgermeisters Andreas Merian durch Napoleon anlässlich der (leider nur knapp skizzierten) Begrüssung in Chambéry keinerlei Erwähnung getan wird. Ihrer allerdings viel grössern Bedeutung entsprechend wird dann die Regensburger Mission Reinhardts sehr eingehend geschildert. Etwas kurz gefasst, wohl im Hinblick auf Oechsli, erscheint auch das den Ereignissen des Jahres 1813 gewidmete letzte Kapitel des 11. Buches.

Das folgende 12. Buch mit dem Titel: «Restaurierter Staatenbund» hat zum Vorwurf die sechzehn vielgeschmähten Jahre, «da Metternichs freiheitötender Geist Europa regierte». Hier sei zunächst herausgegriffen aus dem 1. Kapitel: «Neue Konstituierung der Eidgenossenschaft» die treffliche Darstellung der Tätigkeit der schweizerischen Deputierten am Wiener Kongress. In kurzen, prägnanten Zügen entwirft uns hier Dierauer ein abgerundetes und wohl orientierendes Bild von den Widerständen, auf welche die Vertreter unseres Landes — sowohl die offizielle eidgenössische Gesandtschaft als die kantonalen Deputierten — bei der Regelung der schweizerischen Angelegenheiten im Schosse des Wiener Kongresses stiessen. Hier ist auch meines Wissens zum erstenmale die von Lucien Cramer im Jahre 1914 herausgegebene «Correspondance diplomatique» der beiden Genfer Staatsräte Charles Pictet de Rochemont und François d'Ivernois — zweifellos der bedeutendsten Figuren unter den in Wien anwesenden Schweizern — in erheblichem Masse verwertet worden. Ein anderer Abschnitt, auf den in Buch 12 ebenfalls mit ganz besonderm Nachdruck noch hinzuweisen erlaubt sei, betrifft die «Politische und kirchliche Reaktion». Die lucide Darlegung der damaligen komplizierten kirchlich-konfessionellen Verhältnisse im dritten Kapitel dieses Buches bildet ein Muster präziser und klarer Schilderung.

Den Höhepunkt von Dierauers Darstellung bildet aber wohl das auch äusserlich stärkste 13. und letzte Buch: «Vom Staatenbund zum Bundestaat.» Unter vorsichtiger Benützung der weitschichtigen Literatur — neben den Abschieden und den eigentlichen Darstellungen der Regenerationszeit (unter denen diejenige des alten Anton v. Tillier wohl noch immer als eine der brauchbarsten angesehen werden darf), ist hier auch die Publizistik, soweit ich sehe, in erheblichem Masse herangezogen worden — zum Teil aber auch auf Grund von eigenen Forschungen sowohl im Bundes-Archiv, als in kantonalen und privaten Archiven gibt uns der Verfasser ein gewissenhaft durchgearbeitetes Bild der Werdezeit des neuen Bundes. Als vor allem ansprechend, und in manchen Zügen auch als vollkommen neu dürfen gelten die Abschnitte über die Neuenburger Ereignisse des Jahres 1831, über den Savoyerzug und über den Konflikt der Stadt Basel mit ihrer Landschaft. Den Basler freut hier ganz besonders des Verfassers Urteil über die Tagsatzung, die wegen ihrer eigenartigen Haltung im Jahre 1832 die Hauptschuld am unglücklichen Ausgang des Handels trage. (S. 528–529.)

Im Einzelnen hätte ich folgende Ausstellungen zu machen und Wünsche vorzutragen:

1. Zu S. 242. Dürfte es wohl etwas gewagt erscheinen, bei der Errichtung des Bundesstaates im Jahre 1848 von «wiedergewonnener zentraler Kraft» zu sprechen. Wann besass denn die Schweiz vorher schon wirklich zentrale Kraft? Doch kaum zur Zeit der Helvetik oder der Mediation, an die man hier zunächst denken müsste.
2. Zu S. 242. Ein gemeineidgenössischer Betttag wurde nicht erst zur Zeit der Mediation «von den katholischen Schweizern aufgenommen». Der im 17. Jahrhundert von den reformierten Orten eingeführte Betttag wurde vielmehr schon im Jahre 1796 gemeineidgenössisch, also auch von katholischer Seite anerkannt. Sodann wurde zu Beginn der Helvetik von den gesetzgebenden Räten für die Jahre 1798 und 1799 die Feier eines eidgen. Bettages für die ganze helvetische Republik angeordnet. (Vgl. Kaiser, Repertorium, S. 146 u. Dändliker, Schweizergeschichte. Bd. 111, SS. 138 [nebst Anmkg.] und 403.)
3. Zu S. 305, Anmk. 31. Nicht bloss die Tagsatzung des Jahres 1813 verdient den Vorwurf, im Augenblick, da «die Gefahr sich nahte,» auseinandergegangen zu sein; *alle* eidgenössischen Tagsatzungen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert haben es so gemacht!
4. Zu S. 355. Ist es zum mindesten ungenau, von einer *Eröffnung* des Wiener Kongresses am 1. November 1814 zu sprechen. Der Wiener Kongress ist bekanntlich niemals offiziell *eröffnet*, sondern im Gegenteil nur *geschlossen* worden. Denn er trat ja nur ein einzigesmal zusammen — zur Unterzeichnung der Schlussakte! Alles andere spielte sich in Komitees, Kommissionen und Konventikeln ab. (Vgl. Henry Houssaye, 1815. Bd. 1, S. 131–132.)
5. Zu S. 603. Wäre es hier wohl nicht passend gewesen, neben B. Van Muyden's «Suisse sous le pacte de 1815» auch noch auf die zeitgenössischen, den Konflikt mit Frankreich deutlich charakterisierenden «politischen Erinnerungen» Joh. Konrad Kerns (in Anmerk. 124) aufmerksam zu machen?

6. Sollten die schweizerische Restaurations- und Regenerationsepoche noch fühlbarer in die politische und konstitutionelle Gesamtbewegung jener Jahrzehnte hineingearbeitet werden.
7. Ist Dierauer auch für das 18. und 19. Jahrhundert dem Vorwurf nicht ganz entgangen, den man ihm für die Geschichte früherer Perioden s. Z. entgegengehalten hat, nämlich, allzu einseitig nur Politisches zu bringen, alles was Kulturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Geistesgeschichte heisst, aber so gut wie vollständig ausser acht zu lassen. (Vgl. Holtzmann, Göttingische gelehrte Anzeigen. 171. Jahrgang, 1909, S. 356.)

Durch diese Einwände soll indes die hohe Wertschätzung, die Dierauers Schlussband gebührt, in keiner Weise beeinträchtigt werden. Gründliche Forschung, ruhige, vornehme Sachlichkeit und klarer Blick, verbunden mit schlichter, lauterer Sprache zeichnen auch ihn in gleicher Weise wie seine vier Vorgänger aus und machen «Die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft» zu einem der schönsten historiographischen Erzeugnisse unseres Landes.

Basel.

Fritz Vischer.

Maxime Reymond, Les Dignitaires de l'Eglise Notre-Dame de Lausanne, jusqu'en 1536. Avec 13 planches. 523 pages. Mémoires et Documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande, seconde série, Tome VIII, Lausanne, Bridel, 1912, 523 p. in 8.

Ce livre étant essentiellement un livre à consulter, il n'est pas trop tard pour en parler encore. L'auteur — l'homme qui connaît certainement le mieux l'histoire lausannoise à l'heure actuelle — a réuni dans ces 523 pages le résultat de recherches accomplies au cours de nombreuses années, notamment aux Archives de Lausanne, dont on peut dire que presque tous les documents ont été dépouillés.

Une étude sur l'élection des évêques de Lausanne, depuis les origines, ouvre le volume. Les auxiliaires de l'Evêque, ecclésiastiques et laïques, les doyens, les dignitaires du chapitre, les prieurs de Saint-Maire et les chanoines de Lausanne font tour à tour l'objet de dissertations historiques très documentées, où les renseignements épars un peu partout sont pour la première fois réunis, discutés et sérieusement mis à profit.

La partie essentielle du livre, celle qui rendra le plus de services aux historiens, est la *liste alphabétique* des évêques, vicaires généraux, doyens, officiaux et chanoines de Lausanne. Elle occupe à elle seule plus de deux cents pages (p. 251—470). On y trouve, par ordre alphabétique, c'est-à-dire dans les meilleures conditions pour faciliter les recherches, les noms de tous les personnages ecclésiastiques notables qui eurent des attaches avec la cathédrale de Lausanne, depuis les origines jusqu'en 1536. Ce catalogue est désormais indispensable à quiconque étudie l'histoire du pays de Vaud. Les détails historiques sur chaque individu sont donnés avec toute la précision possible, et les références indiquées permettent toujours à ceux qui le désirent d'aller vérifier ou compléter les renseignements donnés.

Quatre tables terminent le volume: l'index des noms de lieu, des sources, des illustrations et des matières.

Il va sans dire que ce livre ne peut être absolument exempt d'imperfections. Les connaissances générales que suppose un recueil de ce genre, où sont mentionnés des personnages en rapport avec des hommes de tous pays, les sources innombrables dont le dépouillement minutieux a dû être fait, tout cela suppose un tel travail que nul n'a le droit d'exiger de son auteur la parfaite impeccabilité. Les études particulières sur telle ou telle personne, sur telle ou telle institution, permettront, le cas échéant, de corriger et d'améliorer encore le volume de M. Reymond. Tel quel, il constitue une mine très précieuse pour l'historien, et il faut savoir gré à notre archiviste cantonal de l'avoir mise à notre portée.

Lausanne.

M. Besson.

Basler Kirchen. Bestehende und eingegangene Gotteshäuser in Stadt und Kanton Basel. Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter herausgegeben von E. A. Stückelberg. I. Bändchen. Basel. Verlag von Helbing & Lichtenhahn. 1917.

L'éditeur de cette nouvelle publication, E. A. Stückelberg, a voulu grouper en une série de petits volumes, des notices consacrées aux édifices religieux de la ville et du canton de Bâle. Le premier fascicule auquel ont collaboré plusieurs auteurs traite des églises de St-Théodore, Riehen, St-Chrischona, Petit-Huningue, St-Mathieu, ainsi que des couvents St-Paul au Val de Grâce, St-Augustin et de l'église des chevaliers de St-Jean. Comme le dit l'éditeur lui-même, ce recueil n'a pas de prétention à l'unité. Chacun des collaborateurs a traité son sujet à sa manière, en insistant selon son gré sur les sujets qui lui tenaient le plus à cœur. Le choix des édifices n'est pas davantage imposé par une méthode rigoureuse. On trouvera dans cette collection des monographies d'églises paroissiales ou conventuelles, d'édifices disparus ou conservés jusqu'à nos jours. L'histoire de ces monuments d'art bâlois est retracée dans tous ses détails; à côté des notices sur la construction ou la restauration des églises, on trouvera dans ces articles des renseignements intéressants la vie religieuse dans les différents sanctuaires. Sans être très abondante ni de qualité supérieure, l'illustration complète agréablement le texte.

Tel qu'il est présenté, ce petit volume remplit admirablement le rôle que lui a assigné son éditeur; c'est une œuvre nationale et populaire qui, mieux peut-être que ne le feraient de savantes et copieuses dissertations scientifiques, contribuera à faire aimer et respecter les monuments du pays.

Petit Lancy, Genève.

Camille Martin.

Georges de Montenach. Les musées régionaux. Contribution à l'étude du problème de l'éducation nationale. Fribourg, Imprimerie de l'Oeuvre de Saint-Paul. 1915.

Poursuivant ses études de propagande artistique et sociale, M. de Montenach a fait paraître un éloquent plaidoyer en faveur des musées

régionaux. Cette brochure, dédiée à la Société suisse des traditions populaires, mérite d'être lue par tous ceux que préoccupe la question toujours actuelle des musées. Il est en effet certain que ces institutions, telles que les ont conçues nos prédécesseurs immédiats, ne satisfont pas le public d'aujourd'hui; elles ne rencontrent même pas toujours l'approbation des spécialistes. Je ne veux pas rouvrir ici un débat sur le rôle des musées. J'admets, comme M. de Montenach, que leur utilité ne peut être contestée, mais qu'il y a lieu de discuter à nouveau la question de leur organisation.

Tous les musées souffrent, avec le temps, du mal de l'encombrement. A côté des salles d'exposition où l'on ne peut plus placer aucun objet, les dépôts eux-mêmes ne suffisent plus à emmagasiner les acquisitions et les dons annuels. Les additions successives bouleversent le plan initial et l'on a peine à conserver, au bout de quelques années, l'ordre prévu au début. Le mal s'aggrave du fait que l'on tient à centraliser dans les grandes villes les collections publiques. Toutes les épaves de la civilisation sont entassées dans quelques grands édifices, tandis que la campagne, les bourgs et les villages sont dépouillés peu à peu de leur parure et perdent les uns après les autres les liens qui les rattachaient au passé.

M. de Montenach voit à la situation actuelle un remède dans la création de musées régionaux, qui seront à la fois plus homogènes, plus populaires et plus vivants que les grands musées urbains. Ils seront plus *homogènes* parce que réservés aux seules œuvres nées dans une région déterminée, dans une province limitée; ils seront plus *populaires* parce qu'ils s'intéresseront à toutes les manifestations de la vie, des plus humbles aux plus élevées; ils seront plus *vivants* parce qu'à côté d'objets anciens et hors d'usage, on y pourra faire figurer des choses nouvelles et qu'ainsi la chaîne qui relie le passé au présent sera toujours tendue.

Assurément l'exécution d'un semblable programme aurait des résultats heureux. Encore faudrait-il qu'elle fut assurée par des conservateurs intelligents et dégagés de préoccupations trop exclusivement scientifiques. Il faudrait aussi que les richesses accumulées dans ces nouveaux magasins puissent être mises à la portée de tous par des commentaires oraux ou écrits. Le plus souvent, en effet, les visiteurs d'un musée passent devant un objet sans le voir, quand leur attention n'a pas été dirigée sur lui d'une façon spéciale. Le musée par lui-même n'est pas un enseignement, c'est un moyen d'instruction. Pour en tirer profit, le public doit être conduit par des guides compétents qui sachent mettre en valeur les matériaux exposés dans les salles.

Je suis un peu sceptique quant à l'influence que peuvent exercer les musées sur le développement artistique d'une nation. Mais je suis persuadé que ces institutions bien comprises serviront à faire mieux saisir quelle était la vie de nos ancêtres et seront ainsi un moyen de rendre l'enseignement de l'histoire plus vivant, de donner une idée concrète de la marche de la civilisation d'un pays.

Le musée, ainsi que l'écrit M. de Montenach, doit être le miroir saisissant de la nation elle-même. En Suisse, plus qu'en aucun autre

pays peut-être, il ne peut jouer ce rôle que s'il est organisé sur une base régionaliste. Ainsi seulement, il formera le lien nécessaire entre le passé et le présent, il donnera au peuple la conscience de la tradition.

La brochure de M. de Montenach est un appel aux bonnes volontés. Puissent les conseils qu'elle renferme être entendus et mis en pratique.

Petit Lancy, Genève.

Camille Martin.

Albrecht Burckhardt. Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel 1460 bis 1900. Basel, Friedrich Reinhardt. 1917. XI + 415 S. 8°.

Ein treffliches Werk liegt vor uns aus der Feder von Albrecht Burckhardt, dem wir bereits mehrere medizingeschichtliche Arbeiten verdanken. Der Verfasser hat es wiederum verstanden mit der Gründlichkeit und Sorgfalt des Historikers ein reiches Quellenmaterial zusammenzutragen und zugleich den fachkritischen Standpunkt des modernen Mediziners zur Geltung zu bringen. Nicht minder zu statten kommt dem Buche die Vertrautheit des Verfassers mit den örtlichen Verhältnissen seiner Vaterstadt. Die treue Anhänglichkeit an diese kommt vor allem im letzten Kapitel zum Ausdruck, wo in den «Rückblicken und Ausblicken» den Mitbürgern die Lehren der Geschichte dargelegt werden sollen. In fließendem Stil geschrieben, ist das Buch trotz des ausgesprochen lokalen Charakters und des vielen Quellenmaterials, das es bringt, gut zu lesen.

Der Verfasser zeigt uns die Entwicklung der medizinischen Fakultät der ältesten und vor dem 19. Jahrhundert einzigen Hochschule unseres Landes. Die medizinwissenschaftlichen und politischen Wandlungen von beinahe fünf Jahrhunderten ziehen an uns vorüber, und wir geniessen die Vorteile, die aus der Beschränkung auf die eine Fakultät hervorgehen, indem der Verfasser alle nur wünschbaren Details uns vorführen kann. Die inneren und äusseren Einrichtungen der Fakultät werden geschildert. Eine ganz besondere Sorgfalt ist auf die Darstellung der hervorragenden Persönlichkeiten verwendet. Der Verfasser führt uns in ihre persönlichen Verhältnisse ein, lässt sie vor unseren Augen sich entwickeln und schildert uns ihre Wirksamkeit; hierauf folgt eine weitherzige aber bestimmte Charakterschilderung. Sehr verdienstvoll ist die vollständige Angabe sämtlicher Werke der behandelten Personen. Der Verfasser hat die Mühe nicht gescheut sie alle selbst durchzusehen, sei es um sie kurz zu resümieren, sei es um sie kritisch zu besprechen. Nach Disziplinen geordnet, sind sie wiedergegeben und am Schlusse der Aufzählung die Verdienste für die Wissenschaft und Praxis kritisch gewürdigt. Wir erhalten so ein vollständiges und abgerundetes Bild der betreffenden Personen, wie es nur ein Fachgenosse bieten kann.

Auf die Beziehungen zu den übrigen Fakultäten und auf die Bedeutung der ganzen Universität sowohl als der medizinischen Fakultät für das Geistesleben der gesamten Schweiz ist der Verfasser weniger eingegangen, wohl im Interesse der Ausdehnung der Arbeit, die so schon ein stattliches Buch von 495 Seiten geworden ist. Auch die politischen Beziehungen mussten etwas kurz gehalten werden.

Der erste Abschnitt behandelt die Zeit von 1460–1529. Am meisten interessieren dürfte hier die Gründung selbst auf Grund der Erlaubnis von Papst Pius II. und die Ausführungen über Paracelsus, sein Wirken an der Universität und seine Anhänger. Wegen der Reformation blieb dann die Universität von 1529 bis 1532 suspendiert. Im zweiten Abschnitt, der die Jahre 1532 bis 1625 bespricht, glänzt das Dreigestirn jener ausgezeichneten Männer, denen die Wiedergeburt und die Blüte der Fakultät zu verdanken ist. Es sind die weit über die Mauern Basels hinaus berühmten Felix Platter, Theodor Zwinger, Caspar Bauhin. Sie sind trefflich bearbeitet und dürften zu etlichen Korrekturen in den Handbüchern der Medizingeschichte führen. Ebenso mustergültig sind die übrigen Abschnitte des Buches, doch ist es mir versagt, hier näher darauf einzugehen. Ich möchte jedoch nicht versäumen, darauf hinzuweisen, dass auch die neuere Zeit vollauf berücksichtigt ist und dass an Hand einer grossen Zahl von Zusammenstellungen die neueste Entwicklung der Fakultät gezeigt wird.

Ein reichhaltiger Anhang von 140 Seiten behandelt in 7 Beilagen und 10 Tabellen einzelne wichtige Begebenheiten, die Statuta, Leges, Ordnungen und Reglemente der Fakultät. Die Statuten von 1464/68 sind wörtlich wiedergegeben und der Inhalt in deutscher Sprache dargeboten, ebenso die Leges von 1570, dann die Ordnungen und Reglemente des 19. Jahrhunderts. Recht interessant und lehrreich sind die Lektionskataloge, die seit 1666 gedruckt erschienen sind. Die dritte Beilage orientiert über die öffentlichen Anatomien im 16. und 17. Jahrhundert, über die Professoren, die sie ausführen liessen, und die Einnahmen und Ausgaben, die dabei gemacht wurden. Das Finanzwesen ist eingehend behandelt, ebenso das Fakultätssiegel. Ueber die Frequenz der Fakultät orientieren die Tabellen über alle Immatrikulationen, Promotionen und Aggregationen von 1532–1900. Recht dankbar wären wir für ein Namensverzeichnis aller Medizinstudenten der älteren Zeit gewesen. Es folgen mehrere Verzeichnisse der Professoren und Privatdozenten von 1460–1900 mit Angabe der Disziplinen, die sie vertraten, und einzelner Daten aus ihrem Leben. Kulturgeschichtlich wertvoll ist die Zusammenstellung der Mediziner, die als Professoren an der philosophischen Fakultät gewirkt haben.

Mehrere gute Vorarbeiten standen A. Burckhardt zur Verfügung, vor allem diejenigen von W. Vischer, F. Miescher, W. His, M. Roth, A. Teichmann und R. Thommen. Der Verfasser hat aber viel weiter ausgeholt als seine Vorgänger und ein überaus reiches Quellenmaterial zusammengebracht; sein Buch erspart uns mühsame Nachschlagearbeit und liefert eine Menge bisher unveröffentlichten Materials. Wir bedauern mit A. Burckhardt, dass wegen des Krieges Bilderbeigaben nicht gemacht werden konnten, und vor allem auch den Umstand, dass infolge des Fehlens analoger Fakultätsgeschichten von anderen Universitäten Vergleiche mit diesen nicht gezogen werden konnten.

Zürich.

G. A. Wehrli.

J. Mösch, Die solothurnische Volksschule vor 1830. 4. Bd.: Der Einzug der Normalmethode in die solothurnische Volksschule (1782—1798). (Mitteilungen des Hist. Ver. d. Kts. Solothurn. Heft 9.) Solothurn, Gassmann A.-G., 1918.

Im 4. Band seiner Geschichte der solothurnischen Volksschule hat der Oberdorfer Pfarrer in gewohnt anschaulicher Weise einen neuen, wichtigen Abschnitt, die Zeit von 1782—98 dargestellt; es betrifft die Zeit, indes der Staat sich immer mehr für das Schulwesen zu interessieren beginnt und wo es Schulfreunden, wie Altrat Franz Philipp Glutz, gelingt, das Wohlwollen der Räte für die Schule zu wecken. Freilich darf man sich darüber nicht täuschen, dass auch in dieser Epoche die Privatinitiative von Gönnern das meiste leistete.

Von Interesse ist, zu sehen, wie die neuen Ideen sich im Schulwesen zu äussern beginnen. «Es gibt kaum eine grosse Idee im Volksschulwesen der Helvetik und der folgenden Zeit, die sich nicht bereits in diesen Jahren auf dem eng umgrenzten Gebiete des Kantons Solothurn nachweisen liesse,» urteilt Mösch. Aber weniger vom rationalistischen Frankreich aus als vom katholischen Oesterreich her empfing das solothurnische Schulwesen seine fortschrittlichen Impulse. Die Reform des österreichischen Schulwesens durch den Abt Felbiger von Sagan fand Nachahmung im benachbarten Kloster St. Urban und von dort aus Eingang in Solothurn. Seit 1782 wurden alljährlich in der umgestalteten Waisenhaussschule der Stadt Solothurn, die zur «Normalschule» wurde, mehrwöchige Lehrerbildungskurse abgehalten und damit die neue Methode in die Landschaft hinausgetragen, überhaupt das ganze Schulwesen in Stadt und Land von der neuen Lehrweise umgestaltet. — Auch die erzieherische, wenngleich mit einem Misserfolg endigende Tätigkeit des Herausgebers des «Solothurner Wochenblattes» und des «helvetischen Hudibras», Franz Joseph Gassmann, erfährt eine liebevolle Würdigung durch den Verfasser.

Das mit Abbildungen und reichem dokumentarischem Material ausgestattete Werk bereichert eine wenig bekannte Epoche der solothurnischen Volksschule mit lebendigen Einzelzügen und ist ein willkommener Beitrag zur Schulgeschichte der Schweiz.

Solothurn.

H. Büchi.

Edouard Rott. Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses, de leurs alliés et de leurs confédérés. Tome VI, 1643—1663. Ouvrage publié sous les auspices des archives fédérales suisses. Berne, Staempfli & Cie., 1917.

Der vorliegende Band umfasst 20 Jahre, die in der europäischen, wie in der Schweizer Geschichte von grossen Ereignissen gekennzeichnet sind. Auf dem europäischen Schauplatz sind es die letzten Jahre des Dreissigjährigen Kriegs, der Westfälische Friede, der Austrag zwischen Spanien und Frankreich, der Pyrenäen-Friede, die Herrschaft Mazarins und Cromwells, die beginnende Selbständigkeit Ludwigs XIV., auf dem

schweizerischen die völlige Lösung vom Reich, der Bauern- und der 1. Vilmerger-Krieg, die Gesandtschaften von Caumartin und De La Barde, die Erneuerung des französischen Bündnisses. Wir sind berechtigt, von diesem Band wichtige und ersehnte Aufschlüsse zu erwarten.

Die *Quellen* fließen in gewohnter Fülle. Der Verfasser hat mit Bienenfleiss den Stoff bis in die kleinsten Einzelheiten daraus zusammengetragen, so dass man von einer Erschöpfung der Quellen sprechen kann. Die geleistete Arbeit ist einfach erstaunlich. Er benutzt, um nur die wichtigeren zu nennen, die Archive von Paris, London, Rom, Mailand, Venedig, Simancas, Turin und unsere kantonalen Archive. Welche Schwierigkeiten bot allein das schwer zugängliche Simancas! Dagegen ist die Forschung immer noch nicht nach Wien vorgedrungen. Doch wird dieser Ausfall durch die Menge gleichgerichteter Nachrichten aus Mailand und Simancas ergänzt. Ebenso umfangreich ist die Verwendung gedruckter Quellen; manche von ihnen bieten einen schätzbaren Beitrag zur Bibliographie von Barth, da sie zwar nicht eigentlich auf Schweizer Geschichte zielen, aber doch gelegentlich in unsere Verhältnisse hineinspielen. Doch eine Bemerkung zur Zweckmässigkeit! Bei einem Werk, das wie die *Histoire de la représentation diplomatique* meist zum Nachschlagen benützt wird, genügt es nicht, nur einmal den vollen Titel eines Buches zu geben und sich dann hundert Seiten lang mit einem l. c. zu behelfen. Wer sich um Quellen bekümmert, wird dadurch zu einem mühsamen Nachblättern verurteilt. Man suche nur einmal den Titel des viel angeführten Werks von Vaughan in der Flut von Hinweisen.

Die Benützung des Stoffes hängt vor allem vom Standpunkt des Verfassers ab. Rott ist der Geschichtschreiber der französischen Diplomatie in der Schweiz, ihre Darstellung sein Lebenswerk. Es ist nur menschlich, wenn er mit seinem Gegenstand eins geworden ist. Es wäre ungenau, zu behaupten, er nehme den französischen Standpunkt ein. Er ist vielmehr der Freund eines jeden Gesandten im Kloster zu Solothurn; er sieht und urteilt von hier aus und hält zum Gesandten gegen alle Feinde, mögen sie sich nun in Zürich, Chur, Luzern, Mailand oder Paris befinden. Im Grunde genommen ist aber diese Freundschaft unpersönlich, sie gilt mehr dem Amt als seinem Träger. Das ist so sehr richtig, dass er mit Caumartin einig geht, bis dieser abberufen wird; dann lässt er ihn mit einer erheiternden Plötzlichkeit fallen (S. 174–177), um seine Gefühle dem Nachfolger De La Barde entgegenzubringen, vor dessen übler Persönlichkeit er sie dann freilich nicht bis zu Ende behaupten kann. Nur selten versucht er sich auf die andere Seite zu versetzen, und die Wendung, die er in einem solchen Fall gebraucht, verrät deutlich die Anstrengung, die es ihn kostet.

Die Vorliebe, mit den Augen einer bestimmten Person zu sehen, hat natürlich ihre Gefahr. Der Verfasser ist ihr nicht entgangen. Er lässt sich verleiten, Menschen und Verhältnisse nicht nach ihren wirklichen Massen, sondern nach der Bedeutung, die sie für die Gesandtschaft haben, einzuschätzen. Weil der Venner Wagner von Bern einen breiten Raum in den französischen Depeschen einnimmt, wird ihm eine führende Stellung in Bern beigemessen, während er doch nur ein Anschicksmann war, der trotz aller Betriebsamkeit in ärgerlich verwickelten

Verhältnissen starb. Schlimmer ist es, dass die Parteinahme den Verfasser zu einer Reihe von unglücklichen Werturteilen verführt. Die Gegner des Gesandten sind perfides, ihre Massnahmen intrigues, insinuations malveillantes, mensonges, influence désastreuse, während sie doch nur taten, und manchmal bei weitem nicht so viel, was die französische Diplomatie, die Rott selbst einmal *la plus artificieuse de l'Europe* nennt (S. 321). Solche Urteile sind doppelt bedenklich in einem Nachschlagewerk, da nur der ausdauernde Leser sie als Redensarten erkennen und überwinden lernt. Das heisst nun nicht, der Verfasser habe die Kritik gegenüber den französischen Diplomaten ganz ausgesetzt, nur gibt er ihr eine andere Richtung: während er die Gegner moralisch entwertet, tadelt er an den Franzosen allenfalls Missgriffe und falsche Berechnungen.

Dabei verschlägt es den Verfasser wenig, ob er Fremde oder Schweizer trifft; er kann sogar an jenen den Kampf gegen das Kloster zu Solothurn eher begreifen als an diesen. Er anerkennt die Talente eines Casati; für die Innerschweizer, die ältesten Kunden Spaniens, hat er nur Geringschätzung übrig. So sagt er: *La crédulité des pâtres de la Suisse primitive paraissait sans limites* (S. 438), oder er spricht vom *esprit infiniment peu subtil des catholiques de la Suisse primitive* (S. 451). Gewiss, so tönte es im Kloster zu Solothurn. Wer aber diesen Dingen unbefangen nachgeht, wird bald merken, dass die Dummheit nicht der Fehler der Urschweizer im Verkehr mit dem Ausland war.

Die Voreingenommenheit des Verfassers kann sich auch gegen die Schweiz wenden. Dies fällt bei den Friedensverhandlungen der Jahre 1646–48 auf. Rott stellt zwar fest, dass die Schweizer einmütig die Abtretung des Elsass an Frankreich als eine Gefahr für sie betrachteten; wenn sie sich aber ihrer erwehren wollen, so sieht er darin nicht eine Notwendigkeit, sondern eine Intrigue, und ist auf Wettstein, der ihre Befürchtungen dem Friedenskongress vorzutragen hat, besonders übel zu sprechen: schon, dass sich Wettstein nicht allein der Leitung der Franzosen anvertrauen will, sondern auch Fühlung mit den Gesandten des Kaisers und Schwedens nimmt, ist doppelzünftig; geradezu ungeschickt und brutal wird Wettstein, wenn er als Vertreter eines kleinen Staates es wagt, gegen die Abtretung des Elsass an Frankreich Einspruch zu erheben (S. 135, 137, 193). Es scheint dem Verfasser zu entgehen, dass er damit selbst das Bedenkliche der Freundschaft mit einem grossen Nachbarn wie Frankreich ins Licht setzt. Wie berechtigt übrigens die Befürchtungen der Schweizer wegen des Elsass waren, bestätigt Rott selbst (S. 208). Kornsperrern und Zollerschwerungen verbitterten ihnen von da an das Dasein. Mit gleicher Unfreundlichkeit beurteilt der Verfasser den Versuch Basels, die Bedrohung durch den nachträglichen Erwerb Hüningens zu mildern; er findet mit Mazarin, Ludwig XIV. hätte, wenn er darauf eingegangen wäre, die fruchtbarsten und unzweifelhaftesten Ergebnisse des Westfälischen Friedens annulliert (S. 295). Was aber dieser Fehlschlag für die Schweiz bedeutete, hat der Verfasser selbst im Vorwort beredt genug dargetan.

Es enttäuscht, dass der Verfasser gewisse wichtige Bündnisfragen, über die man schon lange gern Aufschluss gehabt hätte, nicht ergründet, sondern nur streift. Da er den Stoff wie kein anderer kennt, hätte sein

Befund den Ausschlag geben müssen. Wir können ihm keine Behinderung zubilligen, sich zu diesen Fragen zu bekennen. Wie steht es mit den Transgressionen? Hatten die Schweizer ein vertragliches Recht, auf der defensiven Verwendung der Söldner zu bestehen? Was er darüber vorbringt (S. 57, 183), ist kein grundsätzlicher Entscheid. Er will sogar zu verstehen geben, dass die Frage von der Auslegung der Militärkapitulationen abhänge (S. 61). Immerhin scheint er sich der französischen Auffassung zuzuneigen; denn wie die Schweizer gegen Transgressionen einschritten, bemerkt er dazu: Leur audace toutefois méritait une leçon (S. 64). Ebenso unbefriedigend ist die Behandlung der Frage, in welchen Fällen die Schweizer ihre Söldner aus Frankreich heimberufen durften. Er sagt: En fait, aux termes du traité renouvelé en 1602, il ne devait être recouru à une telle «extrémité» que si la guerre civile éclatait au sein des Liges (S. 219). Das ist unrichtig, denn in Art. 5 des Bündnisses von 1602 steht nichts von Bürgerkrieg, sondern es heisst allgemein: Wo aber wir Eydtgnoffen zu derselben Zyt in vnfern Landen, Erdtrich und Herrschafften mit Krieg überfallen vnd beschwärt wären oder würden u. s. w. Wozu diese Ungenauigkeit, die an einem sonst so sorgfältigen Arbeiter wie Rott auffallen muss? Will er etwa die Behauptung der Franzosen decken, die Schweizer hätten auch dann ihre Söldner nicht heimrufen dürfen, wenn diese nicht bezahlt wurden? Es scheint so; denn nur so können wir das ungünstige Licht verstehen, das er über die Gesandtschaft verbreitet, die 1650 nach Paris ging, um den Söldnern entweder Bezahlung zu verschaffen oder sie heimzuholen. Rott verschweigt, dass die Gesandten nach fruchtlosen Verhandlungen den Söldnern den Befehl gaben, den Dienst einzustellen; wie aber diese gehorchten und die Posten in Paris einzogen, spricht er von Desertion (S. 230).

Zu der Frage der Hinfälligkeit des Ewigen Friedens von 1516 nimmt Rott dagegen unzweideutig Stellung. Die Franzosen setzten diesen Frieden mit seinen grossen Handelsvergünstigungen willkürlich für die Kantone, die das Bündnis nicht erneuern wollten, ausser Kraft, unter dem Vorwand, die Katholiken hätten ihn schon längst durch Öffnung der Pässe für die spanischen Truppen gebrochen. Die Strafe traf aber die Reformierten. Die Sache wurde noch dastössiger, dass die Franzosen zu gleicher Zeit in Chur für das Gegenteil, die Unzerreissbarkeit des Friedens, eintraten. Das Ganze war natürlich ein Fechterstreich, und man hätte zum mindesten erwarten dürfen, dass Rott ihn ruhig berichtend abtäte. Statt dessen unterstützt er ihn durch sein Beweisverfahren (S. 549, 552, 564, 613).

Bei alledem wollen wir dem Verfasser eines zu gute halten: er hat die Jahre zu schildern, da das französische Bündnis der Schweiz immer mehr seinen Schatten zuwarf und das Gute, das es besass, sich ins Gegenteil zu verwandeln begann.

In der *Darstellung* begnügt sich Rott nicht mit der billigen Genauigkeit, die Depeschen in moderner Sprache wiederzugeben und zeitlich geordnet aneinander zu reihen; er setzt ihren Inhalt in Handlung um und erhebt damit sein Werk über die blosse Stoffsammlung. Es galt, einen fast unabsehbaren Stoff zu entwirren, aus dem Knäuel die einzelnen

Fäden zu lösen, neben einander zu legen und doch die Beziehung zum Ganzen nicht zu verlieren. Diese grosse Aufgabe ist vom Verfasser mit wenigen Ausnahmen bewältigt worden. Für die bewegten Jahre 1647 und 1648 ist das Durcheinander nicht völlig in das Nebeneinander verwandelt. Auch hätten wir mehr gliedernde Zusammenfassungen eingeschaltet gewünscht. Immerhin, es ist dem Verfasser gelungen, den gewaltigen Stoff in der Breite zu meistern. Aber wir haben, und das ist das Eigentümliche der Darstellung, nur einen gut besetzten Vordergrund, keinen Hintergrund. Wir sehen das Volk, die Zeit, die Umstände, Strömungen und Leidenschaften nicht. Alles Geschehen wird auf das kluge Spiel des kalten Verstandes zurückgeführt. Die Ereignisse rollen sich oft ab, ohne Eindrücke zu hinterlassen; sie könnten sich in irgend einem Winkel der Erde zugetragen haben, nur nicht naturnotwendig in der Schweiz, man brauchte nur die Namen zu ändern; denn sie werden nicht aus der Tiefe getragen. Es gibt immer nur eine Persönlichkeit, das ist der französische Gesandte; die andern gleiten wie die Schatten an uns vorüber, wir haben nur eine Menge Namen; selten, dass einer, Erlach von Kastelen, Zweyer, eine Spur Lebensfarbe gewinnt. Daher schauen wir den Dingen oft zu, ohne von ihrer Wirklichkeit überzeugt zu sein, trotz der Fülle der Hinweise. Wir wissen wohl, dass das nicht Unvermögen, sondern Absicht des Verfassers ist. In seinen Erstlingswerken hat er bewiesen, dass er über die Mittel der Wirklichmachung verfügt. Hier opfert er sie seinem Gegenstand, der Diplomatie. Aber wenn wir auch Plan und Aufbau des Werkes überdenken, so sehen wir doch die Notwendigkeit dieses Opfers nicht ein, da die Diplomatie zwar selbst kalter Verstand ist, aber doch die ganzen Menschen in Bewegung setzt.

Wir vermissen auch einlässliche Angaben über Gelder, Werbungen, Ein- und Ausfuhr, die doch manches verdeutlicht hätten. Nur selten lässt er eine Zahl fallen, die mehr reizt als befriedigt. Wir vermuten, zwar, dass diese Dinge in gesonderten Bänden dargestellt werden sollen. Aber das kann noch lange gehen. Darum wären ausführlichere Angaben einstweilen willkommen gewesen. So hätte er ganz gut den Beweis dafür antreten können, dass die *largesses sous le manteau* kostspieliger als die öffentlichen Jahrgelder gewesen seien (S. 700). Als einen Missgriff müssen wir es aber bezeichnen, dass der Verfasser Wirkung und Schicksal gewisser Verträge schildert, ohne das Wesentliche daraus mitzuteilen. Wir gestehen, dass wir daher den Ausführungen über den bernischen Salzvertrag (S. 394) oder den Vertrag von Pignerol (S. 421) nicht durchaus folgen konnten. Mancher Lufthieb, manche Rede oder Reise hätte dafür ohne Schaden übergangen werden können.

Die *Sprache* gleitet in leichtem, glattem Fluss dahin; sie zielt auf Gleichmässigkeit. Die Leidenschaft ist, wie im Stoff, so auch im Ausdruck ausgelöscht. Damit war die Gefahr der Ermüdung gegeben. Sie hätte vermieden werden können durch das Unterscheiden von Wichtigem und Unwichtigem mit den Mitteln der Sprache, durch den Wechsel zwischen Ruhe und Bewegung. Vielleicht, um diesem Bedürfnis zu genügen, liebt der Verfasser die Umschreibung der Eigennamen. Schade, dass sie oft dunkel bleiben. So spricht er beharrlich von einem Baron von Spiez. Wer weiss, dass die Erlach damals Spiez besaßen, merkt, dass

damit der Schultheiss von Erlach gemeint ist. - Wer ist aber der Schwiegersohn des Prinzen Condé? Oder wen haben wir unter dem Vertreter der Seigneurie in der Gegend der Limmat vorzustellen, da Rott den Ausdruck Seigneurie auf Venedig, Genua und Genf anwendet und an der Limmat zwei politische Brennpunkte, Zürich und Baden, lagen? Wer das Buch durchliest, wird schliesslich alle Rätsel lösen; hier aber handelt es sich um ein Nachschlagewerk.

Trotz der Einwände, die wir zu erheben haben, ist das Buch reich an wertvollen Ergebnissen. Altes wird berichtet, Neues gewonnen. Wir erfahren genau, welchen Anteil die französische Diplomatie an der Lösung der Schweiz vom Reiche hatte; keine Einzelheit ist hier zu viel. Es ist nun auch klar, warum die Erneuerung des Bündnisses so verzögert wurde, warum die Hauptschuld auf Mazarin fällt, der von allen französischen Staatslenkern am geringsten von der schweizerischen Freundschaft dachte (sein böses Wort S. 212). Als Kaufmann nahm er die Leute, wo er sie am billigsten fand; als Träger eines Namens ohne Vergangenheit und Zukunft hatte er keinen Sinn für die Überlieferung. Erst in dem Masse, als Ludwig XIV. Einfluss auf die Politik gewann, nahm das Bündniswerben der Franzosen zu, da Ludwig ein starkes dynastisches Gefühl dafür hatte, was die Schweizer seinem Haus gewesen waren. Ferner wird bestätigt, mit welchem bedenklichen Mitteln der Widerstand der Reformierten gegen die Erneuerung gebrochen wurde. - Auch die viel angefochtene Person De La Barde wird richtig gestellt. Sie gewinnt trotz der Schonung nicht. Von den beiden Vorwürfen, die ihr gewöhnlich gemacht werden, Unterschlagung von Amtsgeldern und konfessionelle Hetzerei im Vilmerger-Kriege, lässt Rott den ersten nicht gelten (S. 743). Der zweite dagegen bleibt bestehen. De La Barde ist wirklich der guten französischen Gewohnheit untreu worden und hat gehetzt (siehe besonders S. 430, Note 2). Es ist zu bedauern, dass der bereits ernannte Nachfolger La Rochefoucauld nicht erschien, schon deshalb, weil wir dadurch um ein paar Berichte von Meisterhand gekommen sind. Zum Schlusse werden die Einzelheiten der viel berufenen Ehrengesandtschaft von 1663 endgültig festgestellt.

Aus grossem und kleinem ergibt sich, wie sehr sich das Verhältnis zwischen den beiden befreundeten Staaten zu Ungunsten der Schweiz verschoben hat. Die Schweizer können den allen verhassten De La Barde nicht wegbringen; der Basler Frisch dagegen, der die Reformierten in Paris vertritt, muss damit rechnen, jeden Tag über die Grenze geführt zu werden (S. 569). Für die Franzosen ist es selbstverständlich, in der Schweiz zu vermitteln; wenn aber die Schweizer während der Fronde das gleiche tun wollen, so gilt das bereits als impudence (S. 296). Mazarin betrachtet es als sein Recht, den Schweizern das Wort zu brechen, lässt aber keinen Augenblick die Möglichkeit zu, dass sie ihm Gegenrecht halten könnten. Das war einst anders.

Bern.

R. Feller.

Jules Cougnard. — La Caisse d'Épargne du Canton de Genève. 1816—1916. Genève, Imprimerie Albert Kundig, 1917, 189 pages, in-8.

En 1916, en pleine guerre, la Caisse d'Épargne de Genève fêtait le centième anniversaire de sa fondation. Elle avait chargé M. Jules Cougnard d'écrire à ce propos l'histoire du premier siècle de son existence. *La Caisse d'Épargne du Canton de Genève* a paru en 1917. C'est un élégant volume abondamment illustré et qui s'habille d'une charmante couverture tirée sur une planche provenant des anciennes indienneries des Fazy, aux Bergues. Ce caractère aimable et élégant est, aussi bien, celui que M. Jules Cougnard a voulu donner à toute son œuvre.

Il est certain qu'au XVIII^e siècle déjà, une première tentative a été faite à Genève de constituer une espèce de Caisse d'Épargne. On a gardé le souvenir d'une *Caisse d'escompte, d'épargne et de dépôts* fondée probablement en 1789 et qui a existé quelque temps encore pendant la période française. Cette institution est fort mal connue. Il est regrettable qu'on n'ait pas cherché à jeter quelque lumière sur cette première réalisation genevoise de l'idée. Il est probable que l'existence de cette caisse, au cours de la crise qui a marqué l'époque révolutionnaire genevoise, a été très difficile. L'examen des bilans de l'État nous montre en effet que le trésor public a fait d'importantes avances à la Caisse d'escompte, d'épargne et de dépôts. Ces avances étaient de 500.000 florins en 1795; elles montèrent à 1.000.000 de florins en 1797. La Caisse devait elle-même avoir fort à faire à soutenir la Fabrique genevoise qui était à cette époque dans une situation désespérée. La Caisse d'escompte disparut au temps de l'occupation française, sans laisser de trace.

Ce n'est qu'à l'époque de la Restauration que l'idée de créer une institution destinée à favoriser l'épargne se fit jour de nouveau à Genève. Plusieurs villes suisses étaient déjà entrées dans la voie des réalisations. Alphonse de Candolle, dans un article de la *Bibliothèque Universelle de Genève*, de septembre 1836 (*Recherches sur l'origine de l'institution des Caisses d'Épargne*) cite quelques localités de la Confédération qui ont précédé Genève: Berne, en 1787; Bâle, en 1792; Zurich, en 1805; Aarau, en 1811; Neuchâtel, en 1812; Vevey, en 1815.

Le 10 décembre 1814, Jean-Augustin-Pyramus de Candolle-Boissier propose au Conseil Représentatif de Genève la création d'une Caisse d'Épargne, destinée aux artisans et ouvriers de la ville et aux domestiques de la ville ou de la campagne. L'idée ainsi lancée fait son chemin. Elle est reprise en 1816 par Richard Tronchin. Une commission est nommée, qui rapporte par la bouche du conseiller d'Ivernois. Le Conseil d'État accepte par un arrêté du 5 août 1816 la fondation de la Caisse d'Épargne, dont la création est facilitée par le versement d'un fonds de garantie de 60.000 florins par ce généreux philanthrope qui s'appelle Richard Tronchin.

La Caisse d'Épargne commença son activité dans une salle de l'Hôtel de ville; une modeste caisse de bois bardée de fer lui servait au début d'unique coffre-fort! Les membres du Conseil d'administration

fonctionnaient eux-mêmes à tour de rôle pour recevoir les fonds des déposants. A la fin du premier exercice (décembre 1817), il y avait déjà 493 déposants ayant versé 207.271 florins. Tels sont les modestes débuts de cette caisse dont M. Cougnard nous conte tout au long le rapide développement. En 1830, il y a 5543 déposants et 1.742.472 francs de dépôts; les chiffres passent respectivement à 9922 et 4.057.667 en 1846. Les événements politiques de 1846 n'ont en rien affecté la bonne marche de la Caisse d'Épargne (elle possède à ce moment un immeuble à la Corraterie où elle loge ses bureaux). En revanche, l'année 1847, et surtout l'année agitée de 1848 marquent une crise assez grave pour la Caisse genevoise, tandis que la guerre de 1870—1871 ne trouble pas sa bonne marche. En 1879, on construit un nouvel édifice à la Rue Petitot; en 1913 enfin la Caisse d'Épargne entre dans son bel hôtel actuel, à la Corraterie. En 1914, son avoir montait à 82.174.982 francs appartenant à 99.025 déposants. M. Cougnard donne d'ailleurs, en annexe, année par année, de 1817 à 1916, un tableau synoptique des versements, intérêts, remboursements, nombre des déposants et chiffres de leur avoir moyen (cet avoir moyen par déposant qui était de 197 francs en 1817 a passé à 834 francs en 1916). Ce tableau synoptique pourra rendre de précieux services.

M. Cougnard nous montre aussi le rôle important joué par la Caisse d'Épargne dans le développement de Genève au XIX^e siècle. On la voit s'intéresser à quantité d'œuvres d'intérêt général: transformation de vieux quartiers, participation à des bonnes œuvres, construction de maisons ouvrières, etc. C'est un peu l'histoire économique de la Genève contemporaine que cette histoire de la Caisse d'Épargne.

Cependant, M. Jules Cougnard n'a pas voulu faire œuvre d'historien, d'érudit. En même temps qu'un habile financier, M. Cougnard est aussi un poète: il a désiré faire un livre alerte, aimable, accessible à tous. On peut toutefois regretter que dans la foule des renseignements fort intéressants qu'il donne, l'auteur n'ait pas cherché à faciliter les recherches de ses lecteurs. On aurait aimé trouver les références précises, les sources exactes de tant d'indications précieuses. Les économistes et les historiens qui auront à étudier la Genève du XIX^e siècle et qui feront souvent appel à l'œuvre de M. Cougnard regretteront plus d'une fois de ne pouvoir remonter rapidement et sans perte de temps à la source de telle ou telle indication fournie par cette brillante histoire de l'épargne genevoise.

Genève.

Antony Babel.

Alfred Chappuis. Histoire de la Pendulerie Neuchâteloise (Horlogerie de gros et de moyen volume). Avec la collaboration de Léon Montandon, Marius Fallet, Alfred Buhler, Albert Berner, Arnold Cavin, Paul Ditisheim, Albert Favarger, Henri Rosat et Ernest Sandoz. Préface de Paul Robert. Paris et Neuchâtel, Attinger frères, éditeurs [1917]. XII 489 pages, gr. in-8.

L'histoire de l'horlogerie neuchâteloise suscite de nombreuses études. Après le *Laurent Mégevand et l'émigration de l'horlogerie neuchâteloise*

à *Besançon en 1793*, de C. Perregaux, après *Les Jaquet-Droz et Leschot* de C. Perregaux et F.-L. Perrot, en attendant l'histoire complète de l'horlogerie neuchâteloise que nous promet M. Marius Fallet, M. Alfred Chappuis, aidé de nombreux collaborateurs, tant historiens que techniciens, vient de nous donner une volumineuse étude sur *La Pendulerie Neuchâteloise*. Ce livre, édité par Attinger, est d'une remarquable richesse au point de vue de l'illustration. Des reproductions dans le texte, des planches hors texte, dont plusieurs en couleurs, donnent de nombreux types de pendules des diverses époques, de même que les portraits des principaux penduliers neuchâtelois.

A Genève, la naissance de l'horlogerie a été la conséquence de l'arrivée des réfugiés pour cause de religion. La population de la ville augmentait rapidement: l'horlogerie, apportée par quelques réfugiés, prospéra très vite parce qu'elle offrait aux artisans un travail rémunérateur en mettant en œuvre des matières premières légères, faciles à importer dans une contrée dépourvue de mines.

Dans les montagnes neuchâteloises, l'origine de l'horlogerie est due à d'autres facteurs. M. Chappuis insiste sur l'influence genevoise en ce qui concerne la ville de Neuchâtel, mais surtout sur les influences bourguignonnes et franc-comtoises dans les montagnes. Pourtant, il est un facteur, naturel celui-là, dont on semble méconnaître, à notre avis, l'importance. L'altitude, la rudesse du climat, imposent aux «Montagnons» de longs loisirs forcés. Il faut trouver, pour occuper ces périodes de chômage, un travail complémentaire à celui de la terre. L'horlogerie répond à cette nécessité. Il serait intéressant de noter comment, peu à peu, l'industrie horlogère, d'accessoire qu'elle était au début pour les montagnards, restés avant tout agriculteurs, est devenue, peu à peu, leur activité principale et finalement leur occupation unique, la plupart ayant abandonné complètement la culture du sol. Cet abandon de la terre a dû être une conséquence de l'évolution de l'industrie qui, d'abord domestique, s'est petit à petit concentrée dans de grands ateliers.

M. Chappuis et ses collaborateurs, après avoir exposé ce que Neuchâtel doit à la Bourgogne et à la Franche-Comté, fournissent quelques indications sur les horloges de clochers. Sur les origines de la pendulerie et de l'horlogerie neuchâteloises, les auteurs établissent des données nouvelles. Ils détruisent la vieille légende de Daniel Jean Richard qui, ayant eu en mains une montre, se serait amusé à l'imiter, provoquant ainsi la naissance de cette industrie qui devait faire la gloire de son pays. M. Chappuis montre que bien avant Daniel Jean Richard la ville de Neuchâtel et les Montagnes avaient eu déjà plusieurs horlogers. Voilà ce pauvre Daniel Jean Richard jeté au bas de son piédestal, tout comme ce Charles Cusin à qui l'on attribuait la gloire d'avoir introduit l'horlogerie à Genève et qui se trouve avoir été devancé par de nombreux précurseurs.

Alors que la pendulerie — qui avait rapidement fait des progrès à Neuchâtel ville — y tombe assez vite en décadence, elle se développe au contraire magnifiquement dans les Montagnes, pour atteindre sa plus grande prospérité entre 1720 et 1790. M. Chappuis pense que ce déclin de la fabrication des pendules dans la ville est dû à l'existence de la

Corporation des trois métiers ou *Compagnie des Favres, Maçons et Chappuis* à laquelle les horlogers étaient affiliés, alors que la profession restait non jurée, ouverte à tous, dans les Montagnes. Il se peut. Mais M. Chappuis porte à ce propos sur l'horlogerie genevoise un jugement qui demande à être révisé. Il pense que les règlements corporatifs (il cite celui de 1795) faisaient qu'à Genève l'horlogerie ne pouvait pas se propager et «resta pendant longtemps l'apanage d'un groupe restreint d'artisans». Or l'horlogerie genevoise était si peu restée e privilège de quelques-uns, que la Fabrique faisait vivre, dans la seconde moitié du XVIII^e siècle, peut-être la moitié des habitants de la ville. Les Règlements coopératifs avaient gêné longtemps seulement ceux qui n'étaient pas bourgeois et citoyens de Genève, mais le Règlement de 1785 déjà admettait à la maîtrise, à côté des Citoyens, Bourgeois et Natifs, même les simples Habitants et Domiciliés, c'est-à-dire les étrangers qui étaient venus se fixer dans la ville (Ordonnance du 13 avril 1785, articles XVII XVIII, XX, XXI).

Dans la seconde moitié du XVIII^e siècle, la pendulerie neuchâteloise est célèbre en Suisse et à l'étranger. Elle forme une activité distincte de la fabrication de la montre. La Chaux-de-Fonds en est le centre. L'incendie du grand village, en 1794, la crise révolutionnaire, si néfaste aux industries de luxe, portèrent un coup fatal à la pendulerie. Dans la première moitié du XIX^e siècle, elle traîna une existence languissante alors que l'horlogerie de petit volume (fabrication de la montre) prenait un prodigieux essor. Vers 1850, la pendulerie des Montagnes est morte. Les auteurs nous montrent (chapitre XVIII) les efforts accomplis à notre époque pour faire revivre cette industrie nationale.

M. Chappuis donne aussi quelques indications fort intéressantes sur les apprentis et les maîtres, mais surtout sur *le milieu, les caractères et les mœurs* (chap. VI). On est frappé de voir les points de contact de ces «Montagnons» et des horlogers genevois: même génie mécanique, même passion pour la lecture et l'instruction en général, même amour des distractions et même goût pour la vie de société et pour la constitution de cercles; les exercices militaires et de tir sont à peu près semblables dans le pays de Neuchâtel et à Genève. On retrouve aussi défauts identiques: ainsi le luxe dans l'habillement et l'humeur querelleuse!

Concernant la fabrication et la décoration des boîtes (on disait les *cabinets*) des pendules, M. Chappuis donne les renseignements les plus complets, appuyés par des quantités d'illustrations fort bien venues: pendules Louis XIII et Louis XIV, délicieux cabinets Louis XV et Louis XVI avec leurs vernis Martin, leurs petites fleurs ou leurs ornements de bronze, pièces Directoire et Empire, plus rigides, plus austères, sont reproduits en grand nombre.

Après quelques chapitres qui sont uniquement d'ordre technique, *La Pendulerie Neuchâteloise* se termine par des *Notes biographiques* sur les penduliers neuchâtelois dont le nom nous est parvenu, notes qui pourront rendre de réels services aux collectionneurs.

En somme, l'œuvre que M. Alfred Chappuis et ses collaborateurs offrent au public est une véritable encyclopédie où se trouvent côte à côte des chapitres d'histoire et des chapitres purement techniques.

Elle s'adresse au fond, à des spécialistes différents et constitue un tout manquant un peu d'unité. Il y a là matière à deux copieux ouvrages, l'un historique, l'autre technique, tous les deux d'ailleurs fort utiles.

Telle qu'elle est, *La Pendulerie Neuchâteloise* n'en constitue pas moins une monographie extrêmement importante au point de vue de l'histoire économique de la Suisse. Sa publication a été saluée avec plaisir par les historiens, aussi bien que par les collectionneurs. Un antiquaire nous disait l'autre jour que jamais la demande de pendules neuchâteloises n'avait été si grande que depuis l'apparition de ce volume: ce qui a provoqué, cela va de soi, une grande augmentation des prix. La chasse aux pendules neuchâteloises est ouverte!

Genève.

Antony Babel.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom *Historisch-antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen*. 9. Heft. Mit einer Abbildung. 166 S. Preis Fr. 5. Zu beziehen bei Prof. Dr. R. Lang in Schaffhausen, Frauengasse 17.

Der Historisch-antiquarische Verein des Kantons Schaffhausen, der in den letzten Jahren seine Hauptarbeit auf die neuen Ausgrabungen von Thayngen richtete, tritt wieder einmal mit einem neuen Heft «Beiträge zur vaterländischen Geschichte» vor die Öffentlichkeit. Der Inhalt des neuen, neunten Heftes ist interessant und mannigfaltig; die Literatur zur Schaffhausergeschichte wird um eine Reihe wertvoller Beiträge bereichert.

Die Publikation wird eröffnet durch eine Arbeit von Pfarrer J. Wipf über *Sebastian Hofmeister*, den Reformator Schaffhausens. Schon bis anhin fehlte es nicht an mannigfachen Arbeiten über Hofmeister; es sei nur an die erste Biographie aus der Feder des Schaffhauser Historikers Melchior Kirchhofer erinnert. Die gesamte Hofmeister- und Reformationsliteratur hat der Religionslehrer an der Schaffhauser Kantonsschule, Pfarrer J. Wipf, kritisch benützt, durch eigene Forschungen die früheren Arbeiten ergänzend und vertiefend; so kam eine neue Hofmeister-Biographie zustande, die nach Form und Inhalt eine gleich erfreuliche Leistung ist und sicher das lebhafteste Interesse der Geschichtsfreunde verdient. Ein dunkler Schatten liegt über dem Geschick des Schaffhauser Reformators: Hofmeister starb in der Verbannung, fern von seiner Vaterstadt Schaffhausen.

Der zweite Beitrag des Heftes stammt von Stadtrat Robert Harder und befasst sich mit der *Wiedererlangung der Reichsfreiheit der Stadt Schaffhausen im Jahre 1415*. Schaffhausen, das im Jahre 1330 seine Reichsfreiheit verloren hatte und eine österreichische Stadt geworden war, erlangte zur Zeit des Konstanzer Konzils von König Sigismund seine Reichsfreiheit wieder. Ueberzeugend widerlegt nun R. Harder die noch in der Zentener-Festschrift von 1901 vertretene, unrichtige Ansicht, dass Schaffhausen die Reichsfreiheit zurückkaufen musste durch Erlegung der ungeheuren Summe von 30,000 Dukaten an Kaiser Sigismund. An Hand der Stadtrechnungen und anderer Quellen kann der Verfasser nachweisen, dass «die Behauptung von der Erlegung einer Summe von 30,000 Du-

katen durch die Stadt Schaffhausen für die Wiedererlangung der Reichs=unmittelbarkeit einer kritischen Betrachtung nicht standhält». L. von Waldkirchs «Merkwürdige Begebenheiten» (1741) enthielten zum ersten=mal diese falsche Ansicht. Schaffhausen musste für die Wiedererlangung seiner Reichsfreiheit 6000 Gulden zahlen — auch das war für die damalige Finanzlage Schaffhausens eine ansehnliche Summe. Aber diese Summe war wohl angewendet: die Wiedererlangung der Reichsfreiheit ermög=lichte der Stadt Schaffhausen, mit den acht alten Orten in freundschaft=liche Beziehungen zu treten und dadurch die Grundlage zu schaffen für das Bündnis von 1454 und die Aufnahme in den Bund der Eidgenossen im Jahre 1501.

Staatsarchivar Dr. H. Werner schildert einen interessanten «*Prozess über die Wiederaufrichtung der Abtei Allerheiligen in Schaffhausen nach der Reformation (1551–1555)*». Der eingebildete, zum Trölen geborene Propst und Doktor der Rechte Heinrich von Jestetten bemühte sich in den genannten Jahren mit erstaunlicher Zähigkeit, das säkularisierte Kloster Allerheiligen in Schaffhausen, dessen Abt er werden wollte, wieder herzustellen. Der Versuch misslang; der Pfründenjäger kam nicht an das ersehnte Ziel.

Friedolf Hanselmann bringt an vierter Stelle eine Geschichte des «*Post= und Ordinariwesen in Schaffhausen bis 1848*». Da wir noch nicht gar viele Beiträge zur Geschichte des Postwesens in unserem Lande haben, muss jede neue Arbeit auf diesem Gebiete warm begrüsst werden. Die sehr fleissige Arbeit Fried. Hanselmans enthält manche Angabe, die auch ausserhalb Schaffhausens interessieren dürfte. Das gleiche dürfte auch zutreffen bei der kurzen Studie, die Dr. W. Wettstein unter der Aufschrift «*Eine interessante Schaffhauser Wahl*» der Wahl von Bundesrat Stefano Franscini zum Schaffhauser Nationalrat im Jahre 1854 widmet. Dieser Beitrag lässt den Leser mannigfache Einblicke tun in die partei=politischen Gegensätze und Strömungen in dem jungen eidgenössischen Bundesstaate.

Am Schlusse der Publikation, um die sich Dr. Robert Lang mit grosser Sachkunde bemüht hat, befindet sich die von Dr. W. Utzinger sorgfältig abgefasste Chronik über die Tätigkeit des Historisch=antiqua=rischen Vereins Schaffhausen in dem Zeitraum von 1906–1917.

Schaffhausen.

Walter Wettstein.

Gustav Strickler, Sekundarlehrer in Grüningen: Chronik der Familie Hom=berger in Wermatswil (als Manuskript für die Familie gedruckt bei Orell Füssli & Cie., Zürich 1917).

In dem oben genannten Buch legt der Verfasser, nach früheren ähnlichen Arbeiten, eine weitere im Auftrage von drei Trägern des Namens Homberger verfasste Familiengeschichte vor.

Ein erster Abschnitt behandelt den Namen Homberger und gibt, unter Heranziehung anderer gleichbenannter Örtlichkeiten, die selbstver=ständliche Ableitung von der Form «Hohenberg». Das erstmalige Auf=treten des Namens «Honburg» in der Gegend, für die nachher der

Ausgangspunkt der Familie nachgewiesen wird, ist im Zinsurbar von Kloster Einsiedeln vom Jahre 1331 gegeben, in dem für Itzikon bei Grüningen «Chuonrat von Honburg» als zinspflichtig erwähnt ist, und es ist damit mehr, als blosser Vermutung, nahegelegt, den Hof Homberg in der Itzikon ganz benachbarten Gemeinde Bubikon heranzuziehen. Ganz zutreffend wird darauf Verzicht geleistet, die Grafen von Homberg, die allerdings durch Vermählung des Grafen Ludwig mit der Gräfin Elisabeth von Rapperswil 1283 vom Aargau her mit der unweit liegenden Stadt am Zürichsee in Verbindung kamen, heranzuziehen, etwa in Erstellung illegitimer Abstammung. Vielmehr wird der Lehenhof Zungholz, Gemeinde Gossau, in geringer Entfernung von Itzikon, wo 1485 ein Rudi Homburger als zehntpflichtig für Kloster Rüti genannt ist und wo hernach durch Jahrhunderte, bis 1834, die Homberger angesiedelt waren, als der Platz dargelegt, der mit dem Namen verbunden ist. Dokumente verschiedener Zeiten, besonders ein grosser Bestätigungsbrief von 1626, ferner Auszüge aus Bevölkerungsverzeichnissen, die Nennung von Hombergern in Kriegsrollen von 1513 und 1515 sind Zeugnisse hierfür. Dann aber folgt die Beweisführung für die Ausbreitung des Namens in weitere Gegenden, und hier tritt nun die Festsetzung eines Zweiges in Wermatswil bei Uster für den Verfasser in den Vordergrund, weil eben von den Hombergern in Wermatswil die Aufforderung für ihn ergangen ist.

So ist im grösseren zweiten Teil des Buches zuerst die Genealogie dieser Homberger vom 16. Jahrhundert an vorgeführt, und daran schliessen sich Biographien von sechs Trägern des Namens, die mehrfach bemerkenswerte Aktenstücke eingestellt aufweisen: Grossrat Hans Heinrich, gestorben 1819, ein Zeitgenosse der Ereignisse von 1798 an, sein Sohn Hans Jakob, gestorben 1848, Bezirksgerichtspräsident von Uster, der Enkel Heinrich, gestorben 1851 während der Bundesversammlung, Mitglied des Nationalrats, und dessen jüngerer Bruder, Bezirksratschreiber Johann Jakob, gestorben 1891, wie eingestreute Proben dazun, auch dichterisch tätig — Heinrichs Sohn Eugen, gestorben 1888, Fabrikant — dessen gleichnamiger Sohn, gestorben 1905 in der Kapkolonie, Arzt. Der Verfasser kann mit Recht neben der Bodenständigkeit der Familie hervorheben, dass gerade der von ihm speziell behandelte Zweig sich vom einfachen Bauernstande zu höheren Stufen emporhob.

Das Werk ist mit Wappentafeln, Schriftproben, Ansichten — z. B. von dem erwähnten Hof Zungholz —, aber besonders mit künstlerisch wohl gelungenen Porträts zum zweiten Teil reich ausgestaltet. Neben den Bildern der hier aufgeführten Persönlichkeiten verdienen noch die nach Miniaturgemälden reproduzierten Porträts des Ehepaars Homberger-Brunner, aus dem 18. Jahrhundert, besondere Erwähnung.

Zürich.

M. v. K.